

ner Vorschrift kommt für deren Auslegung nur insofern Bedeutung zu, als sie die Richtigkeit der nach den angegebenen Grundsätzen ermittelten Auslegung bestätigt oder Zweifel behebt, die auf dem angegebenen Weg allein nicht ausgeräumt werden können“ (BVerfGE 1, 299, 312). Der Wille des Gesetzgebers ist gerade nicht identisch mit der subjektiven Vorstellung einzelner Konzilsmitglieder. – Leider fehlt dem Werk ein Sach- und Personenindex.

P. KNAUER S. J.

GÄDE, GERHARD, *Christus in den Religionen* – Der christliche Glaube und die Wahrheit der Religionen. Paderborn [u. a.]: Ferdinand Schöningh 2003. 192 S., ISBN 3-506-70111-8.

Ein ungewöhnliches Buch, dessen Lektüre man allen empfehlen möchte, die sich in der Verkündigung des christlichen Glaubens engagieren. Es geht geradezu um eine Renaissance christlicher Glaubensgewißheit. Sie wird paradoxerweise dadurch gewonnen, daß die Rede von Offenbarung und Wort Gottes, ja von Religion überhaupt, anstatt für problemlos selbstverständlich gehalten zu werden, kritischen Fragen ausgesetzt wird. Die üblichen Verhältnisbestimmungen des christlichen Glaubens zu den anderen Religionen reichen von einem Alltagsfundamentalismus und -relativismus über Exklusivismus und Inklusivismus bis zu dem in den beiden letzten Jahrzehnten sich immer mehr ausbreitenden Pluralismus, der insbesondere im Gefolge von John Hick die Wahrheit aller Religionen mehr oder minder gleichgültig zu machen sucht. Alle diese Verhältnisbestimmungen gehen von einem ungenügenden Religionsverständnis aus und schleppen zugleich ein „völlig naives und im Grunde nicht nur voraufklärerisches, sondern vorbiblisches Gottesverständnis“ mit sich weiter (162). Sie übersehen, daß Gott kein Teil einer übergreifenden Gesamtwirklichkeit sein kann und daß er nicht erst aufgrund unseres mangelhaften Erkenntnisapparates nicht unter unsere Begriffe fällt. Man kann von Gott nur aufgrund der Geschöpflichkeit der Welt hinweisend sprechen. Er wohnt „im unzugänglichen Licht“ (1 Tim 6, 16). Bedeutet dies nicht eine unerträgliche Abwesenheit Gottes? Jedenfalls verbürgt unsere Geschöpflichkeit nicht Gemeinschaft mit Gott, sondern verbirgt sie (97). Keine geschöpfliche Qualität kann jemals ausreichen, Gemeinschaft mit ihm zu begründen: „Das Blut von Stieren und Böcken kann unmöglich Sünden wegnehmen“ (Hebr 10, 4).

In seiner Analyse der neueren religionswissenschaftlichen Begriffe von Religion bei Sundermeier und Theißen (88–91) sowie des theologischen Religionsbegriffs von Ebeling (91 f.) verweist der Autor auf das grundlegende Kriterium für die Unterscheidung von Religion und Pseudoreligion: In wirklicher Religion geht es immer um unüberbietbares, also nicht steigerungsfähiges Heil. Die Denkform der Unüberbietbarkeit wurde in der Geschichte des Christentums am deutlichsten von Anselm von Canterbury entwickelt. Sie besagt, daß alle Aussagen in bezug auf Gott, die noch steigerungsfähig wären, keine wahren Aussagen über Gott sein können.

Wie kann aber dann ein Geschöpf Gemeinschaft mit der göttlichen Wirklichkeit finden, die doch als in keiner Weise von der Welt abhängig, sondern als vollkommen transzendent zu verstehen ist? Wie kann man von Offenbarung in einer Weise sprechen, die Gott nicht zu einem Seienden neben anderen Seienden macht und damit zu einer bloßen Teilwirklichkeit? Wie kann man von einem Bezogensein Gottes auf die Welt sprechen, ohne damit letztlich die Transzendenz Gottes oder genauer das eigene Aus-dem-Nichts-Geschaffensein zu leugnen und somit in einen Selbstwiderspruch zu geraten? Dies ist eine in jedem interreligiösen Gespräch unbedingt zu beachtende Frage (74). Nach Auffassung des Autors macht allein die christliche Botschaft den Anspruch aller Religionen, ein unüberbietbares Heil zu vermitteln, dadurch verstehbar, daß sie Gemeinschaft mit Gott als Aufgenommensein des Geschöpfes in eine Liebe von Gott zu Gott aussagt. Deshalb spricht sie von der Liebe des Vaters zum Sohn, welche der Heilige Geist ist. Gemeinschaft mit Gott ist letztlich nur in einem trinitarischen Gottesverständnis universal verständlich aussagbar, während sie sonst „schleierhaft“ bleibt und noch nicht definitiv von einer beliebigen Behauptung unterscheidbar ist. Offenbar werden und verstehbar erläutert werden kann dieses Heil nur durch ein zur Welt hinzugesagtes und damit ganz und gar geschichtliches menschliches Wort. Dieses Wort macht

sich dadurch als Wort Gottes verstehbar, daß es sich auf eine Menschwerdung Gottes beruft. Diese steht nicht im Widerspruch zur Anerkennung der Transzendenz Gottes, weil das geschaffene Menschsein Jesu in die Beziehung der Selbstpräsenz Gottes, die der Sohn ist, aufgenommen wird. Die Beziehung des Gottseins auf diesen Menschen hat also nicht an dessen geschaffenen Menschsein ihr Maß, sondern wird durch das Gottsein selbst konstituiert. Die chalzedonensischen Kategorien „ohne Vermischung“ und „ohne Trennung“, d. h. „in Verschiedenheit voneinander“ und „in Bezogenheit aufeinander“, stellen die einzige Weise dar, ein mythologisches Verständnis des Verhältnisses von Gott und Welt zu vermeiden. Damit will aber die christliche Botschaft nicht die anderen Religionen überbieten, wie es der Inklusivismus meinte, sondern will deren eigene bereits unüberbietbare Wahrheit an den Tag bringen. Die christliche Botschaft will den Religionen letztlich einen Dienst erweisen, anstatt sich über sie zu stellen. Der Dienst besteht in einer hermeneutischen Erschließung. Diese Verhältnisbestimmung zu den anderen Religionen ist der christlichen Botschaft bereits dadurch eingeschrieben, wie sie sich zur Heiligen Schrift der jüdischen Religion verhält, indem sie sie als Altes Testament bezeichnet und damit neu interpretiert. Das Verhältnis der Christusbotschaft zur Schrift Israels kann nicht im Sinne des Inklusivismus verstanden werden, als würde die Wahrheit der Schrift Israels durch den christlichen Glauben überboten. Vielmehr bringt die Christusbotschaft die unüberbietbare Wahrheit der Schrift Israels gerade dadurch an den Tag, daß sie sie als Altes Testament neu interpretiert. Die Ausführungen des Verf.s, warum die traditionelle Redeweise von Altem und Neuem Testament der von Erstem und Zweitem Testament vorzuziehen ist, erscheinen mir überzeugend: „In dem kanonischen Verhältnis des Neuen Testaments zum Alten in der einen christlichen Bibel ist das Paradigma präformiert, um aus der christlichen Glaubensperspektive auch andere Religionen in den Blick zu nehmen und deren unüberbietbare Wahrheit zu erkennen und universal verkündbar zu machen“ (161). „Die christliche Botschaft präsentiert sich anderen Religionen also immer als eine Religion, die sich bereits als die Universalisierung und Erfüllung einer anderen Religion, nämlich der jüdischen, versteht“ (170). Daraus ergibt sich die Möglichkeit eines solchen Dialogs mit den Religionen, der nicht auf deren Abschaffung abzielt, sondern auch in ihnen deshalb bereits Christus am Werk sieht, weil alles in ihm geschaffen ist. Der Verf. geht abschließend auf eine Reihe von Einwänden gegen seinen Ansatz ein. Es gelingt ihm zu zeigen, daß dieser „Interiorismus“ (156) alle Nachteile der sonst üblichen Verhältnisbestimmungen überwindet.

P. KNAUER S. J.

GÄDE, GERHARD, *Viele Religionen – ein Wort Gottes*. Einspruch gegen John Hicks pluralistische Religionstheologie. Gütersloh: Chr. Kaiser 1998. 404 S., ISBN 3-579-00389-5.

Die vorzustellende Publikation wurde 1997 als Habilitationsschrift angenommen – nach Aussage ihres Autors G. Gäde (= G.) erst nach heftiger Diskussion, was die Brisanz und Aktualität ihres Themas zeige. Im Mittelpunkt von „Viele Religionen“ steht die Auseinandersetzung mit John Hicks pluralistischer Religionstheologie. Im ersten Teil stellt Verf. die epistemologisch-fundamentaltheologischen Voraussetzungen von Hicks Theologie dar und setzt sich kritisch mit ihnen auseinander. Im Mittelpunkt des zweiten Teils stehen Hicks Christologie und Soteriologie. Der letzte Teil bietet G.s eigenes Modell einer Bestimmung des christlichen Verhältnisses zu den nichtchristlichen Religionen jenseits des Klassifikationsschemas von Exklusivismus, Inklusivismus und Pluralismus. Hilfreiche zusammenfassende Thesen runden das Werk ab. – Die Besonderheit dieser Veröffentlichung liegt in G.s Ansatz bei der Bedeutung des Wortes „Gott“, die ihm als Kriterium zur Beurteilung der pluralistischen Theologie dienen soll. Dabei stützt er sich auf Anselms Bestimmung von Gott als demjenigen, über den hinaus nichts Größeres gedacht werden kann bzw. als demjenigen, der größer ist als alles, was gedacht werden kann. Aus diesem Ansatz ergibt sich für G. die Problematik jedes religiösen Anspruchs, daß Gott sich in der Geschichte manifestiert/geoffenbart hat. Denn die Unbegreiflichkeit und Transzendenz Gottes scheint jede Rede von einer Offenbarung Gottes sinnlos zu machen, da diese eine reale Beziehung Gottes zu Menschen im-